

schichte mit von Anfang an bestehenden selbständigen christlichen Gruppen außerhalb Jerusalems, denen er sogar ein eigenes Kapitel widmet (Kap. IX) und bei denen er wegen des Lokalkolorits die synoptische Wunderüberlieferung ansiedeln möchte. Die damit eingeleitete Auflösung des zentralistischen lukanischen Geschichtsbildes berücksichtigt er indessen nicht weiter. Das übrige synoptische Material bringt Schenke je nach dessen vermutetem ‚Sitz im Leben‘ in die verschiedenen Stadien der historischen Entwicklung ein; es dient neben manchen zeit- und kulturgeschichtlichen Ausführungen vor allem der von Schenke beabsichtigten ‚Veranschaulichung‘ der urchristlichen Entwicklung, so z. B. bei der Erörterung der „Stellung der Urgemeinde zu Gesetz und Tempel“ (Kap. VII), bei der Darstellung der „Auseinandersetzung und Polemik“ mit bzw. gegenüber den verschiedenen jüdischen Gruppen (Kap. XIII) oder bei der Vorstellung der „Weisungen und Ermahnungen“ (Kap. XII) für das Gemeindeleben. Daß vor allem das christologische Formelgut und die paulinische Überlieferung insgesamt, die beide nach Schenkes Darstellung auf die Jerusalemer Wurzel in ihrer hellenistischen Ausprägung zurückgehen, die synoptische Tradition ignorieren, widerspricht freilich solcher harmonisierenden Verbindung der verschiedenen Traditionen, die im Neuen Testament gesammelt wurden, und wohl auch der unterschiedslos frühen Ansetzung der synoptischen Tradition, und daß Schenke das vorchristologische Logiengut der Spruchquelle ohne Bedenken der Geschichte der Urgemeinde beigibt, macht sein Verfahren, mag er sich auch damit gleichfalls im ‚Konsensus‘ bewegen, zusätzlich fragwürdig.

Besondere Mühe hat der Verfasser verständlicherweise und gibt er sich auch mit dem Problem, wieso und auf welche Weise ausgerechnet in Jerusalem die radikale Gesetzeskritik der ‚Hellenisten‘ und die ihnen von Schenke gleichfalls mit gutem Grund zugeschriebene Präexistenzchristologie entstehen konnte. Die entsprechenden Schwierigkeiten, mit denen schon Lukas selbst in Apg 6–7 zu kämpfen hatte, wurden bekanntlich von der Kritik früh beobachtet und verstärkt. Schenke zufolge sollen die Menschensohn-Vorstellung und der jüdische Weisheits-Mythos das „Nachdenken über die Präexistenz Jesu“ hervorgerufen haben, und das Bekenntnis zum Heilstod Jesu habe die Heilsrelevanz der Tora in die Krise und im Zusammenhang mit der Sophia-Christologie zu einer Überbietung der Sinai-Offenbarung geführt. Ob man freilich auf diese Weise unter Ausblendung aller religionsgeschichtlichen Aspekte die Präexistenzchristologie wirklich erklären kann, ist seit den Arbeiten der Religionsgeschichtlichen Schule mehr als nur fraglich, und die radikale, mit blutiger Verfolgung gehandelte Gesetzeskritik aus der urchemeindlichen Deutung des Todes Jesu abzuleiten, muß schon deshalb als überkühn erscheinen, weil das entsprechende soteriologische Formelgut diesen Zusammenhang niemals zu erkennen gibt. Der gesetzeskritische Universalismus des Paulus orientiert sich nicht an der ‚theologia crucis‘ sondern an der ‚theologia incarnationis‘ die Schenke freilich beide den ‚Hellenisten‘ zuschreibt.

Schenke weiß darum, daß seine historischen Aufstellungen und Zuordnungen im einzelnen oft hypothetisch sind, und er wird nicht müde, dies auch dem Leser gegenüber deutlich auszusprechen. Man wünscht sich freilich, er hätte dem Leser auch über die Problematik des im ‚Konsensus‘ vorausgesetzten, auf die Apostelgeschichte zurückgehenden einlinigen Geschichtsbildes, das den frühen Entwicklungen kaum gerecht werden dürfte, wenigstens grundsätzlich informiert.

Berlin

Walter Schmithals

Ulrich Neymeyr, Die christlichen Lehrer im zweiten Jahrhundert. Ihre Lehrtätigkeit, ihr Selbstverständnis und ihre Geschichte (Supplements to Vigiliae Christianae, vol. 4), Leiden u. a. (Brill) 1989, XIV, 280 S., geb.

Diese Mainzer katholisch-theologische Dissertation aus dem Jahre 1987 ist einem schwierigen und anspruchsvollen Thema gewidmet, dem frühchristlichen Lehrertum im 2. und beginnenden 3. Jh. Schwierig ist das Thema, weil nicht nur die Grenzen zwischen Orthodoxie und Häresie in dieser Zeit fließend sind (vgl. W. Bauer), sondern auch die zwischen Charisma und Amt in der Kirche, und weil sich in zunehmendem Maße auch philosophisch gebildete Heiden dem Christentum zuwenden (z. B. Justin). Anspruchsvoll ist das Thema wegen seiner vielfältigen Aspekte, die z. T. noch genauere Erforschung bedürfen. Da sich der Vf. überdies dem Thema in seiner ganzen Breite

zuwenden möchte (dazu gehören die frühchristlichen Apologeten ebenso wie Clemens von Alexandrien, Tertullian und Bardaisan, aber auch gnostische, S. 201 ff., und heidnische Lehrer, S. 215 ff.), bedarf es klarer Abgrenzungen, zeitlich und inhaltlich. Die räumliche Abgrenzung ist im wesentlichen durch den Grad der Ausbreitung des christlichen Glaubens vorgegeben. Im Aufbau folgt der Vf. dem Vorschlag von W. Bauer (S. 7) und differenziert geographisch (Rom, Alexandrien, Karthago, Syrien u. a.). – Schwieriger ist die zeitliche Eingrenzung. Hier folgt der Vf. Adolf (von) Harnack und einem breiten Konsens der Forschung, der davon ausgeht, daß im 2. Jh. gegenüber der Urgemeinde ein „völlig neuartige(s) christliche(s) Lehrertum“ entstanden sei (S. 5). Worin dieses Neuartige besteht, wird nicht näher ausgeführt. Auf rabbinisches oder heidnisches Lehrertum wird seltensamerweise erst im letzten Teil unter der Überschrift „außerchristliche Einflüsse auf die Lehrtätigkeit und das Selbstverständnis der christlichen Lehrer“ (S. 215 ff.) eingegangen. Noch seltensamer ist der Hinweis auf die Anfänge christlichen Lehrertums, mit dem das Buch beginnt. Dort heißt es (S. 1): „Der Gründer des Christentums trat als ein Lehrer auf“. Und wer sich zunächst noch fragen sollte, wer denn dieser Gründer, dieser Religionsstifter, gewesen sei, erfährt, daß „Jesus Christus (!) das Christentum als Lehrer vermittelt“ habe. Wohl gemerkt: Daß Jesus von Nazareth als Lehrer gewirkt hat und dieses Vorbild auf die urchristlichen Lehrer, auf die der Vf. allerdings nicht weiter eingeht, prägend gewirkt hat, soll nicht bestritten werden. Nur, das „Christentum“ hat Jesus schwerlich gelehrt! (Hängt dieser *Lapsus* vielleicht damit zusammen, daß der Vf. in seiner Untersuchung die Lehrinhalte nahezu völlig übergeht und sich fast ausschließlich mit dem „realgeschichtlichen Rahmen“ des frühchristlichen Lehrertums beschäftigt?)

Das Ende seiner Darstellung bestimmt der Vf. auch mit dem Hinweis auf einen weitgehenden Konsens in der Forschung, der davon ausgeht, daß das christliche Lehrertum bis zur Mitte des 3. Jh. mit den kirchlichen Amtsträgern verschmolzen sei (S. 5 f.). Warum und wie das geschieht, liegt außerhalb des Interesses des Vf.s. Ihm genügt, daß dieser Konsens der Forschung durch seine Untersuchung bestätigt wird (S. 6). Daß es auch danach noch ‚freie‘ christliche Lehrer gab, erfährt der Leser nur ganz am Rande. Sie sind eine „Ausnahmeerscheinung“, wie Didymus der Blinde (S. 237; auf Theognost und Pierius geht der Vf. erst gar nicht ein!). Der ‚Fall‘ des Origenes, der für diese Frage besonders aufschlußreich wäre, wird leider nicht näher untersucht, weil die Lehrtätigkeit des Origenes ja bereits ins 3. Jh. gehört (vgl. S. 95 ff. – Die Annahme, daß es einen zweiten Origenes und einen zweiten Ammonius Saccas zu dieser Zeit gegeben habe, die der Vf. aufgrund älterer Forschung noch für wahrscheinlich hält [S. 98 f.], sollte möglichst bald der Vergangenheit angehören).

Zur inhaltlichen Abgrenzung des Themas heißt es (S. 2): „Die Arbeit verfolgt ein realgeschichtlich-historisches, nicht ein theologiegeschichtlich-systematisches Interesse“ – und weiter: „Die vorliegende Untersuchung beschränkt sich auf die Bestandsaufnahme des Quellenmaterials unter Berücksichtigung seiner Beurteilung in der Forschung und macht weiterführende Überlegungen und Spekulationen als solche kenntlich. Dadurch kann zwar kein umfassendes Bild von der Lehrtätigkeit, dem Selbstverständnis und der Geschichte der frühchristlichen Lehrer entworfen werden, aber die fragmentarischen Nachrichten erlauben doch ein Nachzeichnen der Grundzüge und der grundlegenden Entwicklungslinien des frühchristlichen Lehrertums“ (S. 2 f.). Damit ist recht genau beschrieben, was der Leser erwarten darf. Hinzu kommen ein recht umfangreiches und ziemlich erschöpfendes Literaturverzeichnis und drei Indices, die das differenziert gegliederte und sorgfältig präsentierte Material erschließen helfen.

Marburg

Wolfgang A. Bienert

Christoph Riedweg, *Mysterienterminologie bei Platon, Philon und Klemens von Alexandrien*. UaLG26, de Gruyter, Berlin-New York, 1987, 192 S.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist eine Züricher philologische Dissertation von Chr. Riedweg anzuzeigen, deren Gegenstand nicht nur in das Arbeitsfeld des klassischen Philologen, sondern gleichermaßen auch in das des Religionsgeschichtlers, des Philosphiehistorikers und des Theologen fällt. Denn das Interesse dieser der Mysteriensprache gewidmeten Untersuchung ist darauf gerichtet, 1. die Einwirkungen der My-